

(Nachdruck verboten.)

8) Die heilige Kummernus.

Novelle von Richard Guldshiner.

Selene seufzte ganz leise, dann aber lachte sie fröhlich und fuhr gewissermaßen entschuldigend fort:

„Das sind halt so Dummheiten. Für unsereins ist es hier schon besser als in Taufers. Mein Gott! Was hab' ich gefroren im Winter, wie ich noch klein war, und in die Schule nach Sand hinunter mußte. Der Hof vom Vater war ganz oben am Berg, und wir waren acht Kinder und hatten halt nicht viel zu essen. Wissen Sie wohl. Aber im Sommer war es schon gut.“

Und sie erzählte von den Wiesen, die so grün waren und voller Blumen, und von den Schafen, die sie hüten mußte und mit denen man schon viel Arbeit und Mühe hatte, und wie sie dann einmal gestürzt war und sich so verletzt hatte, daß sie für die Bauernarbeit nicht mehr taugte und zu einer Mähterin in die Lehre gegeben wurde.

Aber Pepi hörte nicht zu; sie war in ihre eigenen frohen Gedanken versunken, nickte nur, als ob sie aufpaßte, hie und da mit dem Kopfe und warf wohl auch eine Frage dazwischen.

„Ja, ja, Fräulein Pepi, da lernte ich das Sticken. Und wie die Eltern tot waren, wohnte ich in Sand. Wir hatten, vier Parteien, bloß eine Stube miteinander. Man muß halt sehen, wie man unterkommt, wenn man ein armer Teufel ist. Jeder hatte eine Ecke von der großen Stube, ich aber hatte die beste, weil der Erker dabei war . . . Mein Gott, jetzt wird's wohl in Taufers ganz anders aussehen, wohl halt nobler und so . . . es gehen so viel Sommerfrischler hin, hier aus der Stadt, auch Kundinnen von mir; ich muß ihnen oft Sachen nachschicken . . .“

„Und selber kommen Sie nicht hin?“

„Ich verhoff's mir schon noch, bevor sie mich auf den Gottesacker tragen . . . Mein Gott! Bei den Reichen ist auch nicht immer alles Glück . . . sehen Sie sich nur die arme Frau Bernwerth jetzt an . . .“

„Wieso denn? . . . was meinen Sie damit?“ stammelte Pepi betroffen.

Selene schaute überrascht von ihrer Arbeit auf. „Ja, haben Sie das noch nicht gehört, das mit dem entsetzlichen Unglück? Es steht ja schon in der Zeitung; meine Nachbarin hat mir's vorgelesen, die Frau Griesinger, wissen Sie, die mit dem gelähmten Kind . . . Also der Bernwerth, der Obsthändler, ist gestern auf dem Viehmarktsplatz gestochen worden . . . um Gottes willen, was ist mit Ihnen?“

Sie sprang auf und kam gerade noch zurecht, Pepi, die lautlos von ihrem Schemel nach rückwärts zu sinken drohte, vor einem schweren Sturz zu bewahren. Sie war weiß geworden wie ein Leintuch. Aber sie hatte ihre Augen schon wieder geöffnet und starrte entsetzt in Helenens Antlitz. Sie wollte sprechen, aber sie brachte nichts heraus als ein paar heisere Laute.

Selene bemühte sich eifrig um sie, knöpfte ihr die Bluse am Hals auf, gab ihr Wasser zu trinken und wollte sie auf das alte, schiefgeessene Sofa betten. Aber Pepi wehrte ab. Die Augen unnatürlich weit geöffnet, mit einem Zuge entsetzlichen Grauens im bleichen Antlitz fragte sie auf einmal:

„Ist er . . . tot?“

„Nein! Tot nicht, Gott sei gedankt, nur halt verwundet!“

„Lebensgefährlich? . . .“

„Ich glaube nicht . . .“

Da brach Pepi in einen Strom von Tränen aus. Sie warf ihren Kopf in Helenens Schoß und stöhnte wie ein Mensch, der unter Qualen sterben muß. Gewaltfames Schluchzen erschütterte ihren Körper. Ihre Hände krallten sich in die Arme des alten Mädchens ein, das ratlos auf die Weinende starrte.

Was war das? Was war das? Was hatte man dem armen Ding getan?

Aber allmählich begann sie zu begreifen. Sie nickte ein paar Mal verstehend, dann fuhr sie mit ihren großen, ver-

arbeiteten Händen begütigend über Pepis Kopf und streichelte ihr schönes, blondes Haar.

„Ach, wie war doch das Leben festsam! Wie wenige fanden das Glück! Und Gott war doch so mild und gnadenreich . . .“

Und ihre Augen sahen durch die Fenster hindurch über das Gewirr von Dächern nach den Türmen der Kirchen und nach den blauen Bergen hinüber, in den strahlenden Himmel hinein, ihre Augen wurden groß und fragend, über ihre helle Stirn huschte etwas wie eine Wolke, und eine tiefe, kummervolle Falte grub sich ein.

„Mein Gott! Warum lässest du die Menschen leiden?“

Ihr einfacher Sinn fand keine Antwort. Aber in der Tiefe ihrer Seele stieg etwas auf, was unbewußt die Philosophie ihres ganzen Lebens gewesen war, das Wort: Bescheide dich!

Das Leben war ja so kurz. Was brauchte man weinen? Erwartete den Bescheidenen und den Bedrängten nicht alle Glorie, wenn erst die Lore des Himmels vor ihm sich auf-taten? Wir sind alle in der Fremde. Die Fremde ist hart, und wer nicht stark ist und keinen eisernen Willen hat, der muß sich wohl nach der Heimat sehnen . . . und weinen . . .“

Und sie beugte sich über Pepi, streichelte ihr immer wieder das blonde Haupt und sprach flüsternd zu ihr:

„Weinen Sie nur! Weinen Sie sich aus, Pepi! Dann werden Sie wieder Mut bekommen . . . und den rechten Weg erkennen . . . Das Leben bringt wohl einem jeden sein Leid, mir und Ihnen und auch dem, um den Sie weinen . . . Nein! sagen Sie nichts . . . ich will Sie auch nichts fragen . . . ich kenne Sie ja . . . Sie haben gewiß nichts Unrechtes getan . . . es mußte wohl so sein, daß Sie ihn gern hatten . . . es ist alles Gottes Wille . . . das Gute und das Böse . . . ich denke mir immer, man soll nicht fragen . . . es kommt, wie es kommen muß . . . und wir sollen nicht murren, wenn wir nicht weiter wissen; aber weinen Sie nur! Das tut gut . . . o, wie habe ich geweint! . . . aber nun bin ich froh, und auch Sie werden wieder froh werden, Pepi . . .“

Und dann verstummte sie und sah in die sonnige Landschaft hinaus. Ueber den Bergen im Westen schwammen weiße, duftige Streifenwölkchen. Große Schwärme von Tauben, deren helles Gefieder im Sonnenglanz schimmerte, flogen vorüber. Dann machten sie plötzlich eine Schwenkung, ließen sich auf die Dächer nieder und rückten purrend zusammen, um sich bald von neuem flügelstlagend zu erheben.

Von den Straßen stiegen verworrene Geräusche auf. Am Kollererberg in den Steinbrüchen wurde geschossen. Vom Bahnhof hörte man das Pfeifen der Züge.

Und über allem, über dem Hasten und Drängen der Menschen, über ihrer Not und ihrer Freude spannte sich der Himmel aus wie das Gewölbe eines Doms, an dem sich Orgelton und der zitternde Schall unzähliger Gebete und Hülferufe brechen . . .“

Und die beiden Mädchen verharrten lange, ohne sich zu rühren. Aber auf einmal hob Pepi das bleiche Gesicht zu Selene auf.

„Nun will ich gehen,“ sagte sie leise. „Sie sind gut . . . ich kann nicht sein wie Sie; mir ist's, als müßt' ich sterben . . . ich bin verdammt . . .“

„Pepi!“

„Lassen Sie mich . . . ich will nach Hause.“

Selene stand auf. „Ich begleite Sie . . .“

„O, Sie sind gut . . .“

„Fühlen Sie sich denn schon stark genug, um zu gehen?“

„Ja, ja . . . nur zur Kathl kann ich heut nicht zurück.“

„O, das will ich schon in Ordnung bringen. Ich geh' zu ihr hin und sag' ihr, daß Sie von der Hitze krank geworden sind . . . eine schwere Lüge ist das wohl nicht.“ —

Zu Hause angekommen, legte Pepi sich aufs Sofa. Sie hätte Kopfschmerzen, sagte sie zur Mutter, die erst schelten wollte, dann aber nach einem Blick auf ihr verstörtes Gesicht unruhig wurde und vom Doktor zu reden begann. Davon freilich wollte Pepi nichts hören. Sie ließ sich mit einer Decke zudecken, kauerte sich ganz zusammen, wandte das Gesicht gegen die Wand und behauptete, sich nun schon viel besser zu fühlen.

Dann sprach sie stundenlang kein Wort und blieb tot in ihrer Lage.

Um vier Uhr ging die Mutter fort, nachdem sie sich noch einmal davon versichert hatte, daß Pepi nichts brauche.

Aber kaum war sie gegangen, als das Mädchen auch schon aufsprang, sich hastig ankleidete und auf die Straße stürzte.

Sie wollte zu Onkel Anton. Der hielt die Zeitung und mußte Genaueres wissen. Sie nahm sich vor, ganz ruhig zu sein, um sich nicht zu verraten.

Auf der Straße wunderte sie sich über die Menschen, die alle sorglos und unbekümmert dahinschlenderten. Ja, war denn keiner in Trauer? Trug denn kein einziger Leid um das Geschehene? Wie konnte man lachen, wenn ein Mensch mit dem Tode rang?

Aber auch der Onkel lachte. Als sie zitternd in seine Stube trat, hatte er gerade die Pfeife aus dem Munde genommen und hielt dem Gesellen einen lustigen Vortrag über die Streiche, die er auf seiner Wanderschaft in den Dörfern an der Straße ausgeführt hatte. Ja, das waren freilich noch andere Zeiten gewesen, hm, und selbst wenn man einen Buckel hatte und auch sonst nicht gerade schön war, konnte man sich seines Lebens freuen . . .

„Setz' Dich nur her, Pepi,“ sagte er zu der Eintretenden, „Du kannst auch davon profitieren . . . Du, wie schaust Du denn aus?“

„Ich habe solche Kopfschmerzen . . .“

„Ja, diese verdammte Hitze . . . aber macht nichts . . . in zwei Monaten haben wir schöne Herbsttage; dann wird untermies auch wieder schneien können . . . Bist übrigens schon lang' nicht mehr bei mir gewesen; wie geht's der Mutter?“

„Gut . . . und ich wollte etwas in der Zeitung nachsehen, Onkel . . . der eine von unseren Zimmerherrn . . . will ansziehen.“

Sie schlug die Augen nieder und fühlte, wie sie rot wurde. Mein Gott, wenn man nur nichts merkte. Aber der Geselle schaute auf seine Arbeit, und Onkel Anton blätterte schon in der Zeitung.

„Die Mutter hat mir schon davon gesprochen,“ sagte er dann, „ich hab' auch schon nachgesehen; aber es ist nichts . . . es ist nie etwas in der Zeitung, wenn man's grade braucht . . . Käseblatt! Es steht überhaupt nichts drin . . .“

„Und das mit dem Unglück auf dem Viehmarkt?“ brachte Pepi stotternd hervor.

„Ja so . . . eine schöne Geschichte das . . .“

„Wie ist denn das gekommen?“

Der Onkel zuckte mit den Schultern und las dann:

„Mörderischer Ueberfall! Gestern abend um zehn Uhr wurde ein geachteter Bürger unserer Stadt, Herr Moïse Bernwerth, als er allein aus dem Gasthaus zur Sonne nach Hause zurückkehrte, von einem unbekanntem Individuum auf dem schlecht beleuchteten Viehmarktsplatze überfallen und durch einen Messerstich im Rücken verletzt. Es handelt sich anscheinend um einen Raubeakt.“

„Wie wir hören, soll der Verwundete eine gute Nacht verbracht haben. Die Aerzte geben die beste Hoffnung.“

„Nach dem Täter wird eifrig gefahndet . . .“

Der Schneider lachte. „Eifrig gefahndet . . . jawohl . . . unsere Polizei . . . das wird ein Eifer sein, ich kann mir's denken. Die Aufregung! . . .“

Pepi wagte nichts zu sagen. Ihr Herz klopfte wie ein Hammer. Sie hatte nur das eine gehört: beste Hoffnung, beste Hoffnung! Ach, wenn er nur nicht sterben mußte! Ein Schleier legte sich über ihre Augen; sie preßte krampfhaft die Fingernägel in ihre Handflächen hinein. Dann stand sie plötzlich auf, sagte etwas Verwirrtes und eilte zur Tür hinaus.

Der Onkel brummte hinter ihr drein und schimpfte lachend über die Jahrgigkeit der heutigen Jugend, die sich zu nichts mehr Zeit gönne. Aber sie hörte nichts mehr davon; sie stand auf der Treppe, stützte den Kopf gegen die feuchte, muffige Wand und lief dann wie gehebt die Stufen hinunter.

Auf der Straße mußte sie erst ein wenig rasten. Ach, wie war sie müde! Zum Umsinken müde! Was für ein schrecklicher Tag! Und wenn ihm andere, noch schrecklichere folgten?

Ihre Augen nahmen einen wehen Glanz an; das grelle Licht blendete sie; wie Blei lag es auf ihrem Haupte. Und wenn sie die Augen schloß, dann schimmerte eine blutige Rote durch ihre Lider . . . und sie glaubte die klaffende Wunde zu sehen, aus der das warme Blut des Geliebten verströmte.

Die Leute sahen ihr erstaunt nach, wie sie durch die Straßen wandte. Sie wußte nicht, wohin sie ging; durch schmale Gassen, über sonnige Plätze, von deren weißem Pflaster

dumpe Schwüle aufstieg, durch enge Durchgänge, überbrückt von uralten Steinbögen, die sich zwischen den fensterlosen Mauern verspreizten, schritt sie dahin, willenlos, getragen von einer fremden Macht, vorwärts gestoßen und wankend wie ein Kind, das noch nicht gelernt hat, auf seinen Füßen zu stehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unter roter Flagge.

Die Matrosenaufstände in der russischen Flotte sind durchweg als ganz unerhörte, beispiellose Geschehnisse dargestellt worden, die sich eben nur in Rußland zutragen könnten. Indes, um von recht naheliegenden Parallelen zu schweigen, die gezeigt haben, daß auch anderswo für den Seemann eine Grenze existiert, wo er unter Umständen aufhört, die Pflicht der Disziplin für unüberbrücklich zu halten, die Geschichte der Neuzeit berichtet einen Fall von Flottenmeuterei, an den der Zustand der russischen Seeleute in der Ostsee und im Schwarzen Meere aufs Merkwürdigste erinnert. Dieser Fall hat sich während der Revolutionsträge des ausgehenden 18. Jahrhunderts in dem Musterlande der Weltpolitiker und Flottenenthusiasten, im meerbeherrschenden Großbritannien zugetragen. Durch eine große Matrosenmeuterei im Jahre 1797 wurde das moderne Karthago, wie französische Demokraten den verhafteten Handelsstaat gern nannten, in eine Situation gebracht, die der verzweifeltsten Lage des alten Karthago zur Zeit des Söldneraufstandes einen Augenblick verzweifelt ähnlich sah. Bei der modernen Meuterei der Seeleute, wie bei der antiken der Landarmee handelte es sich vornehmlich um Lohnforderungen.

Daß eine Lohnbewegung in der englischen Flotte zu erwarten stehe, hätten die Herren am Ruder wissen können, wenn sie nicht ganz blind gewesen wären. Anfang März 1797 nämlich hatte Lord Howe, der Oberbefehlshaber der Kanalslotte, zu wiederholten Malen Schriftstücke empfangen, die Beschwerden und Gesuche der Matrosen seines Geschwaders enthielten. Der Admiral hatte diese Petitionen dem Marineministerium mitgeteilt; da sie aber keine Unterschriften trugen, so glaubten die Herren am grünen Tisch, die Schriftstücke gingen gar nicht von den Mannschaften, sondern von irgend einem böshaften Menschen aus. Man legte der Sache also gar keine Bedeutung bei und kümmerte sich nicht weiter darum. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte daher Mitte April die Hiobspost aus Spithead, daß die Kanalslotte gemeutert habe. Am 15. April hatte Lord Bridport, der in Vertretung des erkrankten und abwesenden Admirals Howe die Kanalslotte kommandierte, an die Schiffe seines Geschwaders signalisiert, den Anker zu lichten und in See zu stechen. Die Mannschaften der verschiedenen Schiffe waren vorher übereingekommen, dies Signal als Zeichen zur gemeinsamen Gehorsamsverweigerung zu betrachten. Als die Besatzung der „Königin Charlotte“, des Flaggschiffs, auf dem Bridport sich befand, den Befehl erhielt, brach sie, anstatt am Gangpfeil anzutreten, in ein dreifaches Hurra aus und erkletterte die Wanten. Das gleiche geschah auf allen übrigen Schiffen; auf keinem einzigen wurde der Anker gelichtet. Die Offiziere boten und drohten, vermochten sich aber keinen Gehorsam zu verschaffen. Vielmehr wurden die Verhaftesten unter ihnen ausgeboodet und als Warnungszeichen Stride mit der bekannten Schlinge an den Fodraen angebracht. Die Autorität ging an ein Komitee von Delegierten der Besatzungen über, das in der Kajüte des Flaggschiffes tagte. Dieser Ausschuß setzte alsbald eine Petition ans Unterhaus auf, worin er Lehnerhöhung forderte und der Landarmee in bezug auf Pensionen und so weiter gleichgesetzt zu werden verlangte. Eine Petition an das Marineministerium ging mehr ins einzelne: sie forderte Neuregelung der Löhne gemäß dem gesunkenen Geldwert, eine bessere Qualität und die richtige Quantität Lebensmittel, bessere Fürsorge für die Kranken, mehr Landurlaub, Abschaffung des Mißbrauchs, daß Verwundete, solange sie keinen Dienst tun konnten, keinen Sold erhielten. Daß die Beschwerden der Matrosen begründet, ihre Forderungen maßvoll waren, darin stimmen alle englischen Geschichtsschreiber überein. Von bekantem Zeitgenossen hat u. a. der berühmte Seeheld Nelson ohne weiteres zugegeben, daß die Meuterer nur forderten, was recht und billig; er bezeichnete die Seeleute der Kriegsmarine als „eine vernachlässigte Klasse“. Die Wahrheit dieser Bemerkung mußte ohne weiteres in die Augen springen, wenn man die Lage der Seeleute mit der der Landmacht verglich. Die Löhnung der Soldaten war unlängst verdoppelt worden; dagegen belamen die Matrosen immer noch nicht mehr Sold, als vor über hundert Jahren, obwohl inzwischen die Kaufkraft des Geldes um ein Drittel gesunken war. Das gleiche Mißverhältnis bestand hinsichtlich der Pensionen: Während der Invalide der Landmacht jährlich 18 Pfund erhielt, mußten invalide Seeleute mit 7 Pfund fürlich nehmen. Geradezu haarsträubende Zustände herrschten im Verpflegungswesen der Marine. Die Lieferanten und die Schiffszahlmeister pflegten unter einer Decke zu liegen, pflegten aus den Säuten der armen Matrosen Nieren zu schneiden. Diese Betrügerei und Spitzbüberei war so eingewurzelt, daß sie ganz öffentlich betrieben wurde. Für die Seeleute war das Ergebnis, daß sie

ständig nur drei Viertel der Nationen erhielten, auf die sie gesetzlichen Anspruch hatten. Und was sie erhielten, war minderwertig, ja vielfach ungenießbar, war so beschaffen und so bemessen, daß ein Mensch schlechterdings nicht davon existieren konnte. Von den zahlreichen anderen Gegenständen der Unzufriedenheit sei nur einer erwähnt, der zweifelsohne zu den Hauptursachen der Meuterei gehört hat. Das war die Behandlung der Seeleute durch die Offiziere. Gar mancher Kapitän glaubte, einen Tag verloren zu haben, an dem er nicht die neunswänzige Kasse hatte in Tätigkeit treten lassen. Des Schimpfens und Fluchens aber war überhaupt kein Ende. So ein adliger Seeladett, der noch nicht recht trocken hinter den Ohren war und soviel vom Dienst verstand, wie die Kuh vom Sonntag, behandelte den ältesten und erfahrensten Matrosen wie einen Hund. Es gab gewiß in der ganzen Flotte kein Schiff, auf dem nicht tödlicher Haß der Mannschaft gegen etliche brutale Vorgesetzte zu finden gewesen wäre.

Alle diese Dinge können den Lords der Admiralität unmöglich ein völliges Geheimnis geblieben sein. Bei noch so viel Pflichtvergessenheit hätten sie spätestens durch die anonymen Petitionen des Monats März auf den Gedanken gebracht werden müssen, den Dingen einmal auf den Grund zu gehen. Sie hatten das nicht für nötig gehalten und besahen nun die Folgen ihres sträflichen Leichtsinns in Gestalt des Verzweiflungsausbruchs der Seeleute. Der bleiche Schreden fuhr den Londoner Nachhabern in die Glieder. Man erwartete schon lange einen französischen Versuch, Truppen in England zu landen. Die einzige Schutzwehr dagegen war die Kanalflotte. Und die Kanalflotte verweigerte nun gerade zu einem Zeitpunkt den Dienst, da man jeden Augenblick dem Nahen der republikanischen Flotte entgegen sah. Das war wirklich zum Zähneklappern. Der erste Lord der Admiralität in höchst eigener Person eilte auf die Schredensnachricht spornstreichs nach Portsmouth und beilegte sich, die Forderungen der Delegierten auf der „Königin Charlotte“ umgehend zu beantworten. Er offerierte eine Lohnerhöhung von vier, drei, zwei Schilling den Monat, je nach Dienstalter und Dienstgrad; außerdem sollte hinfort während Dienstunfähigkeit infolge von Wunden der Sold weiter bezahlt werden. Auf die übrigen Forderungen ging die offizielle Antwort mit keinem Wort ein. Damit waren die ausständigen oder auch ausständischen Seeleute aber nicht zufrieden. Sie beschloßen, in der Dienstverweigerung zu beharren, bis alle ihre Forderungen bewilligt seien und das Parlament ihnen Straflosigkeit zugesichert habe. Da sie sich hieron weder durch kleine Zugeständnisse noch durch Drohungen abbringen ließen, erschienen nach ein paar Tagen drei Admirale an Bord der „Königin Charlotte“, um als offizielle Abgeordnete der Regierung persönlich mit der Delegiertenkonferenz zu verhandeln. Sie wurden mit den vorchriftsmäßigen Ehrenbezeugungen empfangen und auch sonst respektvoll behandelt. Aber bei aller formellen Ehrerbietung blieben die Delegierten in der Sache fest. Ihre Unbeugsamkeit verfehlte schließlich einen der Admirale dermaßen in Zorn, daß er einen der Delegierten beim Kragen packte und schwor, sie sollten allesamt gehängt werden und außer ihnen jeder fünfte Mann in der Flotte. Er hätte den unüberlegten Wutausbruch ums Haar mit dem Leben bezahlen müssen. Die Mannschaft der „Königin Charlotte“ geriet außer sich vor Erregung über den Angriff auf ihren Vertrauensmann, stürmte auf das Quartierdeck zu und konnte nur mit Mühe abgehalten werden, den Admiral zu lynchen. Die Delegierten brachen auf der Stelle die Verhandlungen ab und ließen auf der Flotte die rote Fahne hissen. Die Geschütze wurden geladen, Wachen aufgestellt, die Offiziere gefangen gehalten. Nun merkten die edlen Lords aus dem Marineministerium, daß es höchste Zeit sei, auf der ganzen Linie nachzugeben. Sämtliche Forderungen der Matrosen wurden unbedinglich bewilligt, und von London kam eine königliche Proklamation, die allen Teilnehmern an der Meuterei einen vollen Pardon versprach. Sofort wurde auf dem Flaggschiff die Admiralsflagge wieder gehißt, auf allen Schiffen der regelmäßige Dienstbetrieb wieder aufgenommen.

Der Frieden dauerte aber nur wenige Tage. Am 1. Mai 1797 erließ nämlich das Marineministerium einen Befehl, worin den Kapitänen aufgetragen wurde, die Waffen und Munition für die Seesoldaten beständig gebrauchsfertig zu halten; die Kapitäne sollten beim ersten Anzeichen einer Meuterei die energischsten Mittel zu ihrer Unterdrückung und zur Bestrafung der Mädelführer in Anwendung bringen. Dieser drohende Erlaß wirkte auf die Seeleute um so provozierender, als sie ohnehin noch mißbergnüt waren, weil all ihre bisherigen Vorgesetzten, auch die bösarigsten und verhasstesten, auf ihren Stellen belassen wurden. Empörend wirkte nun auf die Matrosen nicht allein die Absicht der Admiralität, sie fortan durch die Seesoldaten im Zaum halten zu lassen, die nicht immer mit den Seeleuten auf besonders gutem Fuß standen, sondern außerdem laßen sie aus dem Erlaß den schwarzen Plan heraus, daß die von der Admiralität gemachten Zusagen, die doch noch der Genehmigung durch das Parlament bedurften, nicht gehalten werden sollten, und daß eine dann etwa ausbrechende neue Meuterei im Keime erstickt und drakonisch bestraft werden solle. Infolgedessen erhoben sich am 7. Mai die Bemannungen der Kanalflotte, die inzwischen, mit Ausnahme von zwei Schiffen, von Portsmouth nach St. Helens verlegt worden war, von neuem und ernannten neue Delegierte. Einige Abgesandte wurden nach Portsmouth geschickt, um die dort verbliebenen Schiffe „London“ und „Marlborough“ zum Anschluß zu bewegen. Als die Delegierten

sich der „London“ näherten, ließ der Admiral Colpoys, dessen Flagge auf diesem Schiff gehißt war, gemäß dem Befehl vom 1. Mai die Seesoldaten unter Gewehr treten und weigerte sich, die Abgesandten an Bord kommen zu lassen. Dagegen forderte die Besatzung der „London“ die Zulassung der Delegierten und kümmerte sich nicht um den Befehl der Offiziere, das Deck zu verlassen. Vielmehr gingen einige Leute daran, ein Geschütz aus der Stückpforte herauszuholen und auf das Quartierdeck zu richten. Ein Leutnant antwortete mit einem Pistolenschuß, der einen Seemann tot niederstreckte. Die Folge war, daß sämtliche Matrosen zu den Waffen eilten, und durch die Seesoldaten verstärkt, das Offizierkorps überwältigten und entwaffneten. Der Leutnant, der den verhängnisvollen Schuß abgefeuert hatte, sollte erst gehängt werden, kam aber dann mit dem Leben davon, weil die Matrosen noch im letzten Augenblick dem Hinweis zugänglich waren, daß er nur auf Befehl gehandelt habe. Er wurde dann gleich den übrigen Offizieren gefangen gehalten. Der „Marlborough“ folgte alsbald dem Beispiel der „London“. Beide Schiffe gingen unter Segel und schlossen sich dem Gros der Flotte in St. Helens an.

Der Eindruck dieser neuen Schredenskunde in London wurde dadurch noch niederschmetternder, daß gleichzeitig eine Meldung einlief, wonach die französische Flotte aus Vrest ausgelaufen sein sollte. Damit nicht genug, wurde ein paar Tage später bekannt, daß auch das Geschwader, welches unter Admiral Dudners Befehl vor der Themsemündung bei Sheerneck lag, die rote Fahne gehißt habe. Hier brach die Meuterei am 10. Mai aus und griff alsbald auf die Flotte über, die unter Admiral Duncans Befehl die holländische Küste blockierte. Nur ein paar Schiffe verblieben Duncan, alle übrigen vereinigten sich mit der aufständischen Flotte an der Themsemündung. Den Oberbefehl über dies fürchtbare Geschwader übernahm ein Matrose namens Parker, ein Mann von großer Tatkraft und beträchtlichen Fähigkeiten. Unter seiner Einwirkung gestaltete sich die Erhebung in dem Nordseeschwader ganz anders als die der Kanalflotte, obwohl die Wurzeln dieselben waren. Während die Meuterei im Kanal nie andere Ziele hatte, als höheren Lohn, bessere Verpflegung, anständigere Behandlung, haben Parker und einige andere Führer der Bewegung in der Nordseeflotte politische Pläne irgendwelcher Art im Auge gefaßt. Soviel kann als sicher gelten. Welcher Art diese Pläne aber waren, ist niemals aufgeklärt worden, sondern kann höchstens vermutet werden; einen Anhaltspunkt könnte etwa die Tatsache geben, daß Parker und andere die meuternde Flotte als „schwimmende Republik“ bezeichnet haben. Wenn sie wirklich die Absicht gefaßt haben, die Revolution nach England zu tragen, so überschätzen sie die Verbreitung revolutionärer Ideen unter ihren Landsleuten, von denen wohl eine ganze Menge Idealisten, keineswegs aber die breiten Massen das französische Vorbild nachahmen bereit waren; des weiteren waren auch ihre nächsten Schritte durchaus nicht geeignet, ihren Plänen unter der Bevölkerung insbesondere der Hauptstadt Anhänger zu gewinnen. Parker fuhr nämlich mit der Flotte in die Themsemündung und ließ wochenlang kein Handelsschiff ein- oder auslaufen. Daß diese Blockade in einer Handelsstadt wie London nicht populär sein konnte, bedarf wohl keiner Begründung. Die Panik in der Metropole war zunächst ungeheuer; die Dreiprozentigen fielen bis auf 47½. Das Parlament traf nun energische Maßnahmen, um der Meuterei in der Themse Herr zu werden. Parker selbst hatte die Möglichkeit dazu an die Hand gegeben, indem er in die Themse eingelaufen war. Die Regierung ließ nämlich ober- und unterhalb des Ankerplatzes der aufständischen Flotte die Waken entfernen, die Leuchtfeuer auslöschen, so daß sie nicht vor- und rückwärts konnte, sondern in der Falle saß. Der Bevölkerung wurde bei Todesstrafe verboten, den Meutereern Lebensmittel oder Wasser zu liefern. An den Ufern wurden Batterien aufgestellt, um die Schiffe nötigenfalls mit glühenden Kugeln in Brand zu schießen. Unter diesen Verhältnissen wuchs unter den Schiffsmannschaften, von denen die meisten politischen Absichten gänzlich ferngestanden hatten, die Neigung, auf die Ratschläge ihrer Kameraden von der Kanalflotte zu hören und mit der Regierung Frieden zu machen. Ein Schiff nach dem anderen verließ Parker, und am 13. Juni entfernten auch auf dem „Sandwich“, dem Flaggschiff der „schwimmenden Republik“, die Matrosen das rote Banner. Parker lieferte sich selbst an die Regierung aus und ward am 30. Juni zu Sheerneck gehängt.

Inzwischen hatte die Meuterei der Kanalflotte längst mit einem vollen Erfolg der Matrosen geendigt. Die Lords der Admiralität hatten sich in ihren dicken Räten nach dem Neuausbruch der Meuterei am 7. Mai um Hilfe an den alten Howe gewandt, der bei den Seeleuten äußerst populär, aber gerade krank und in dem Badeort Bath war. Er machte sich trotzdem auf die Weite und erschien unter den Seeleuten. Sie empfingen ihren „blad Die“ (den „schwarzen Richard“) recht freundlich. Er mußte sich aber überzeugen, daß hier nur unumwundene Bewilligung sämtlicher Forderungen helfen könne: eine neue ging auf Entfernung der mißliebigen Offiziere. Howe bemühte sich in diesem Sinn und konnte schon am 14. Mai den Delegierten die Mitteilung machen, daß eine Parlamentssitte durchgegangen sei, die alles enthalte, was sie forderten. Gleichzeitig wurden die eintretenden Personalveränderungen bekannt gegeben: ein Admiral, vier Kapitäne, 29 Leutnants, 17 Waate, 25 Seeladetten wurden entlassen. Damit endigte die Meuterei der Kanalflotte. Auch in fremdländischen Gewässern kam es um dieselbe Zeit auf den britischen Geschwadern zu heftigen Ausbrüchen der

Unzufriedenheit. Unter anderem meuterte die Besatzung der Fregatte „Hermione“, tötete die verhassten Offiziere und brachte sich schließlich in einem ausländischen Hafen in Sicherheit — ganz wie vor wenigen Wochen die Besatzung des roten Panzerschiffs. — A. Conrady.

(Nachdruck verboten.)

Schmelztiegel.

Die zum Schmelzen von Metallen und in der chemischen Industrie gebräuchlichen Schmelztiegel sind in der Regel nach unten kegelförmig verengte Tongefäße, welche hohen Hitzegraden und dem schnellen Wechsel der Temperatur widerstehen müssen. Die Wände dieser Tiegel müssen aber nicht allein sehr feuerbeständig, sondern zugleich auch fest genug sein, um mechanische Anstriche bei der Schmelzarbeit auszuhalten; sie müssen auch von großer Dichtigkeit sein, um flüssige Stoffe nicht ein- oder durchsickern zu lassen.

Die feuerfesten Tone sind aber zu fett, um gute Tiegel liefern zu können; die fetten Tone reißen oder schwinden zu stark, so daß die Tiegel deformiert oder rissig werden. Aus diesen Gründen werden dem Ton vor dem Formen der Tiegel sogenannte Magerungsmittel zugesetzt, die das Reißen und Schwinden des Materials verhüten. Derartige Magerungsmittel sind namentlich Quarzsand und Chamotte. Unter Chamotte versteht man einen gebrannten Ton, der auch im Scharffeuer nicht zu schmelzen vermag; er wird in faustgroßen Klumpen in Schachtöfen gebrannt und in Kollermühlen zu seinem Mehl verhandelt. Im übrigen giebt es ein wohlfeiles Abfallmaterial, das heute in umfassender Weise zu Chamottemehl verarbeitet wird; unterglaste Scherben der Kapseln, in denen das Porzellan gebrannt wird, ferner Scherben von Steinzeug, Porzellan usw. pulverisiert werden. Das Chamottemehl wird durch Anemaschinen gründlich mit dem Ton vermischt, damit eine möglichst gleichförmige Masse erzielt wird. Ein anderes, sehr wichtiges Magerungsmittel, von dessen besonderen Vorzügen weiter unten die Rede sein wird, bildet der Graphit. In der Regel wird in dem mit Chamotte vermischten Ton auch noch so viel scharfer Quarzsand hineingearbeitet, als die Bindfähigkeit der Masse es vertragen kann. Zu magerer Ton läßt sich natürlich sehr schwer formen; er fällt leicht auseinander. Meist werden die Schmelztiegel freihändig geformt; zweckmäßiger ist es aber, die Masse in eiserne Formen zu pressen, da sie auf diese Weise größere Festigkeit und Dichtigkeit erlangt. Die zur Herstellung derartiger Tiegel angewendeten Formen bestehen aus einer Hohl- und einer Kernform, zwischen welche die magere Tonmasse gestampft wird. Dann erfolgt noch ein Anpressen der Kernformen. Dieses Pressen der Massen in Formen ist deshalb sehr wichtig, weil auf diese Weise eine gleichmäßige Wandung erzielt, wie auch die Bildung von Hohlräumen sicher vermieden wird. Jeder Hohlraum in der Wandung eines Schmelztiegels kann sehr verhängnisvoll werden. In der Glühhitze erfährt die im Hohlraum befindliche Luft natürlich eine bedeutende Ausdehnung, wodurch der Tiegel gesprengt und der heiße Inhalt umhergeschleudert wird. Einen besonders guten Ruf haben die sogenannten hessischen Schmelztiegel erlangt, die aus einem im ehemaligen Kurhessen vorkommenden feuerfesten Ton gefertigt werden. Sie haben sich als sehr haltbar erwiesen.

Ich komme nun zum Graphittiegel. Graphit ist nicht schmelzbar und gehört bekanntlich zu den wenigen Körpern, die selbst im elektrischen Lichtbogen nicht geschmolzen werden können. Ein Zusatz von Graphitmehl zur Tiegelmasse muß daher — vorausgesetzt, daß die Durcharbeitung der Stoffe gründlich erfolgt — die Feuerbeständigkeit der Tiegel wesentlich erhöhen. Graphittiegel werden auch bei plötzlichem Temperaturwechsel nicht leicht rissig. Wird der Tiegel vom Ofen genommen, so erfolgt ein schnellerer Ausgleich zwischen der Innentemperatur des glühenden Tiegels und der Außenluft, denn der Graphit ist ein guter Wärmeleiter. Graphittiegel sind auch in der Edelmetall-Industrie sehr beliebt. Die glatte Wandung gestattet, den flüssigen Inhalt vollkommen auszugießen, so daß nichts verloren geht, während an den rauhen Lontiegeln Teile des Edelmetalls haften bleiben und nur schwer wiederzugewinnen sind.

Den höchsten Anforderungen entsprechen die Magnesiatiegel, welche alle Vorzüge in sich vereinigen. Der dichte Magnesit oder Kalkspat (Magnesia-Karbonat), welcher feinkörnigem Kalkstein sehr ähnlich sieht, ist ein Material, das heute in ziemlich umfassender Weise zur Herstellung feuerfester Massen angewendet wird; doch für die Tiegelfabrikation ist dieses Material von geradezu unschätzbarem Werte. Ist der Magnesit, aus welchem die Magnesia (Magnesia-oxid) gewonnen wird, rein, so erzielt man Tiegel, die auf den geschmolzenen Inhalt keinerlei chemische Wirkung ausüben. Magnesiatiegel leiden nicht in der Weißglut, sondern werden in ihr immer härter und fester. Es werden 80 Teile scharfgebrannter und 20 Teile schwachgebrannter Magnesia mit gerade nur so viel Wasser eingegrührt, als zur Bildung eines steifen Teiges erforderlich ist. Derselbe wird in eisernen Formen zu Tiegeln gebrannt, mehrfach mit einer Porphäurelösung gestrichen und dann in einem Flammenofen bei großer Hitze gebrannt. Die Oberfläche der mit Porphäure gestrichenen Tiegel sintert und verleiht dem Tiegel außerordentliche Festigkeit. Diese Tiegel dürfen trotz ihres hohen Preises als wohl-

feil bezeichnet werden, weil sie sehr dauerhaft sind. Rissige Tiegel kann man durch Bestreichen der schadhaften Stellen mit Porphäurelösung, Ausfüllen der Risse mit Magnesia, sowie Glühen des Tiegels wieder brauchbar machen. — Fred Good.

Kleines feuilleton.

— Sächsische Volkswörter. Wer im Sommer frühmorgens den Himmel von dichtem Dunst umzogen sieht, verspricht sich von diesem hegerigen oder dunklichen (früher sagte man auch künftigen oder luntigen) Himmel nicht viel Gutes, wenn er auch hofft, daß sich das Wetter noch aufklären werde. Daß hierzu Zeit erforderlich ist, mag ja sein; trotzdem hängt das Wort wohl nicht mit dem lateinischen tempus zusammen, wie temperiert = wechselnd (vergleiche den Temperaturwechsel); auch hat das einfache tämpern eine andere Bedeutung: müßig sein, die Zeit verträdeln, langsam arbeiten u. a.; aufdampfern bedeutet nicht sowohl lindern, abkühlen, wie das im Volke nicht übliche Temperieren (temperare), sondern aufklaren, wie die deutsche Seewarte sagt, es dürste wohl eher vom deutschen Dampf, das ist Dampf abzuleiten sein (vergleiche „es dämmt was auf“ = Gewitterwolken steigen auf), und zu ihm wird auch die „kolossale“ Dampse oder Dämse (Dämsche) gehören, die, wie die ältere, wohl nicht mehr verbreitete Drensje bei der „draußen“ herrschenden „Bangigkeit“ jedermann die Empfindung verursacht, als befände er sich in einem Badofen oder einem Treibhaus. (Von der in ungelüfteten Schänkstuben herrschenden Dämse lautet eine volkstümliche Erklärung: Dämse is, wenn mer in e Lokal kommt, un es schmeißt en gleich zurüd, daß mer schreit? Hier is aber enne Dämjel) Unserer Ableitung zufolge würde sich demsig auf eine feuchte Wärme ebenso beziehen lassen, wie das Wort tobrieg, dessen Stammwort taub, mittelhochdeutsch touf, diesen Begriff freilich nicht enthält, es bedeutet empfindungslos, stumpfsinnig; in diesem Sinne heißt es aber auch im Erzgebirge: mir ist recht täuwich oder täuwich = ich fühle mich abgespannt an Geist und Sinn, im Bayerischen wird tab = matt, niedergeschlagen, vom Vieh gebraucht und die Bedeutung des Zeitworts tubeln (bairisch auch tobeln) = dampfen, qualmen (bairisch auch nach dumpfer, feuchter Luft riechen) schlägt vollends eine Brücke zum tobriehen Zustande des Lufttraumes. Dieser kann uns derart bebrücken, daß wir die am Horizont aufsteigende schwarze Wolke den Fopel oder (Chemnitz) Mummelmann oder (Pulsnitz) Koller fast als eine Erlösung begrüßen, selbst wenn es dabei bobert oder wuwert, das heißt dumpf dröhnt. Bewundernswert ist aber die Gemütsruhe des sächsischen Obstpfüders, der auf die Mahnung: „Komm runger von Böme, 's bäwert!“ antwortet: „Das hier 'ch um ö!“ Neben hobern kommt auch büwrn, wüwrn und wüppern im Sinne von donnern vor, doch bezeichnen diese Formen eigentlich ein Erbeben, wie die Koppelung zittern und büwrn ergibt (vergleiche mittelhochdeutsch hibern), während das ein Geräusch machende büwrn gern mit donnern verbunden wird (im Erzgebirge bunrnn un bäwrn). Wenn sich das Büwrn oder Wübbren auch auf ein stoßweises, von dumpfem Schall begleitetes Aufladern des Lampenlichtes wie des Feuers beziehen kann, so finden wir Schall und Lichtwirkung vereinigt, wenn es wittert oder wettert: auf den Wüherz (erzgeb. = jähes Aufblitzen) folgt ein Wüwerz (dumpfes Dröhnen), und beides faßt man zusammen mit der Aussage: Es höbert, ganz wie in älterer Zeit Donner gleichbedeutend war mit Wü. Diesen Gebrauch belegen z. B. folgende Stellen aus Lehmanns Beschreibung des Erzgebirges, Seite 340: Zu Schneeberg hat des Donners Hand vorm Tor neun Scheunen abgebrannt, der Donner schlug mit Hagelstark, verbrannt ein Haus in Scheibenberg, und Seite 347: 1879 wurde zu Annaberg ein im Rathaus aufbewahrter Strohwisch durch einen Donnerstreich berührt, daß er geglümmet. Den Wü kennt man im Erzgebirge höchstens in Zusammenhängen wie Wüggung = ungewöhnlicher Junge; an Stelle des Zeitwortes blüthen sagt man wattrlechn, meist in begütigender Scheu: Iß-wattrlechn, vergleiche: s li(b) wattr hót eingeschön. Dieses Wetterleuchten, von dem auch der Gebildete besonders bei dem in der Ferne sich abspielenden oder verlierenden Gewitter spricht, beruht auf einem Mißverständnis des mittelalterlichen wetarleich = Wüß, eigentlich zudendes Spiel des Wetters; das unverständlich gewordene Zeitwort leichen = hüpfen faßte man als leuchten auf, und so schrieb z. B. Faust in seiner Meißnischen Chronik 1588: Am Weihnachten hats gedonnert und gewetterleucht. Ein heftiges, mit vielen Wüthen auftretendes und lang anhaltendes Gewitter nannte man ehemals im Meißnischen ein zorniges Gewitter. —

Humoristisches.

— Bedeutend gebessert. Kastellan: „Das Schloß war früher ein verächtliches Raubnest, in welchem den Reisenden alles genommen wurde, was sie besaßen. Jetzt wird hier bloß noch Trinkgeld genommen.“ —

— Vorschlag. Gemeinbediener: „Schon wieder ham mer die beiden Sommerfrischler beim Angeln erwischt; na, was die diesen Sommer schon für Strafen zahl't haben; mehr wie sechs Bauern Steuern!“ —

— Amtmann: „Ja, im Gemeinderat werde ich's 'mal zur Sprache bringen; die müssen zu Ehrenbürgern ernannt werden!“ — (Wegendorfer Blätter.)